

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1949)

Heft: 12

Artikel: Dr. med. Johann Friedrich Kaiser (1823-1899) : zur Erinnerung an seinen 50. Todestag

Autor: Pieth, Friedrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-397424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Dr. med. Johann Friedrich Kaiser (1823—1899)

Zur Erinnerung an seinen 50. Todestag

Von Friedrich Pieth, Chur

Am 18. Dezember 1899 bewegte sich in Chur ein langer Leichenzug, darunter die Abordnungen der kantonalen und städtischen Behörden und der wissenschaftlichen Vereinigungen, zum katholischen Gottesacker auf den Hof hinauf. Am offenen Grabe sangen Männerchor und Kantonsschüler ihren Trauergruß. Es galt, der sterblichen Hülle von Dr. Johann Friedrich Kaiser die letzte Ehre zu erweisen. Ein langes, schönes und reiches Mannesleben war abgeschlossen.

Dr. Kaiser war der Sohn des hochverdienten Dr. med. Joseph Anton Kaiser, Bürger von Gams (Kanton St. Gallen) und Disentis, der durch die Erforschung der Heilkraft des Ragazer Wassers und durch dessen vorzügliche Verwendung der eigentliche Schöpfer des modernen Ragaz geworden ist und dadurch dem Namen dieses Badeortes europäischen Ruf verschafft hat. Ein Denkmal in den Anlagen des Hof Ragaz ehrt sein Andenken.

Der Sohn, Johann Friedrich Kaiser, wurde am 7. November 1823 in Chur geboren. Er besuchte hier die Primar- und Kantonschule. Unter Prof. H. Schällibaums gediegener Leitung widmete er sich besonders eifrig dem Studium der alten Sprachen, ohne darüber die andern Fächer irgendwie zu vernachlässigen. In Bonn und Heidelberg studierte er Medizin und erwarb sich 1847 an der Universität Heidelberg den Doktorgrad.

Im Jahre 1848 verbrachte er fünf Monate in Wien, um sich auch hier in der Nähe großer Spitäler medizinischen Studien zu widmen. In Wien erlebte er u. a. auch die Märzrevolution, die er einläßlich beschrieben hat*. Im Anschluß an seinen Wiener Aufenthalt bereiste er Böhmen, wo er Prag und die böhmischen Bäder Marienbad, Franzensbad, Karlsbad und Tepliz besuchte, deren Mineralquellen ihn besonders interessierten. Über Dresden, Berlin, Hamburg, von wo aus er einen Abstecher nach Helgoland machte, kam er nach Paris. Am 26. August 1848, während Cavaignacs Belagerungszustand, traf er dort ein. In Paris wohnte Kaiser am 26. Oktober 1848 jener Sitzung der Nationalversammlung bei, an welcher auch Prinz Louis Napoleon Bonaparte als Mitglied teilnahm und sich den Wählern als Präsident der französischen Republik empfahl. (Vgl. Kaisers Bericht darüber im Bündnerischen Monatsblatt 1948, Seite 318 ff.) Die ausführliche Reisebeschreibung, die Kaiser uns hinterlassen hat, wäre wert, in ihrem ganzen Umfang veröffentlicht zu werden. Sie ist «weniger eine Beschreibung des Gesehenen selbst als vielmehr meine Auffassungsweise desselben», ein beredtes Zeugnis seines vielseitigen wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interesses und durch die eingestreuten Betrachtungen für Kaisers Denkweise charakteristisch. Am Schluß seines Reiseberichtes bemerkt Kaiser: «Ich hätte mir bessere Reisegesellschaft gewünscht. (Seine Reisegefährten waren zwei Schweizer, Amsler und Landis, die einander oft in den Haaren lagen, weshalb Kaiser wiederholt den Vermittler spielen mußte.) Aber dennoch will ich gern und freudig anerkennen, daß die ganze Reise für mich ungemein genußreich und auch belehrend war, und es wäre sehr undankbar, am Schlusse dieser anspruchslosen Erinnerungen nicht meinen tiefgefühlten Dank gegen den auszusprechen, der durch freigebige Spenden mich in Stand setzte, die Tour zu unternehmen. Stelle ich endlich in meinem Gedächtnis vergleichend die Eindrücke der verschiedenen gesehenen längere oder kürzere Zeit bewohnten Städte, Paris nicht ausgeschlossen, zusammen, so kann ich nicht besser schließen als mit dem Rufe: ‚Es gibt holt nur oa Koiserstadt, es gibt holt nur oa Wien.‘»

Mit reichen Kenntnissen ausgestattet, trat Dr. Kaiser in die Praxis über. Diese übte er mit rastlosem Eifer, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und nie versiegender Menschenliebe aus. Seine Nächstenliebe übte er in besonderem Maße an den kranken Armen, die sich seiner Behandlung anvertrauten. Ihnen war er ein edler, fürsorglicher Freund. Nicht nur behandelte er sie ohne Entgelt, sondern unterstützte sie gar oft aus dem eigenen. In Chur wie in Ragaz, wo er als Badearzt der Nachfolger seines Vaters wurde, haben un-

* Das Manuskript befindet sich im handschriftlichen Nachlaß Dr. Kaisers in der bündnerischen Kantonsbibliothek B 1127.

zählige Leidende seine ärztliche Hilfe, die Bedürftigen auch seinen mildtätigen Sinn preisen gelernt.

Wohl das unvergängliche Denkmal aber hat sich Dr. Kaiser durch seine unablässigen Bemühungen um die Gründung der kantonalen Irrenanstalt gesetzt. Jahrzehnte lang hat er gegen Vorurteile angekämpft, immer weitere Kreise für das edle Werk zu gewinnen verstanden und unverdrossen dafür Mittel gesammelt, bis er schließlich, dank einer unerwartet günstigen Fügung, am Ziele war. Nach einer statistischen Erhebung über die Geisteskranken in Graubünden hatte er 1877 in Thusis mit Dr. P. Lorenz, Dr. E. Kilias und andern den bündnerischen Hilfsverein für Geisteskranke gegründet und im Laufe der Jahre 150 000 Franken gesammelt. Davon waren 30 000 Franken durch Basare in Chur und Samaden und 90 000 Franken durch Vermächtnisse zusammen gekommen, wovon eine bestimmte Summe zur Versorgung von Geisteskranken in Irrenanstalten anderer Kantone verwendet wurden. Dr. Kaisers Ziel war aber nicht nur eine Versorgung der Geisteskranken, sondern die Errichtung einer bündnerischen Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke. Zur Äufnung des Baufonds setzte der Kanton jährlich 10 000 Franken, später 15 000 Franken ins Budget.

1883 schenkte Baron Clemens von Loë von Laer in Westfalen, ein vieljähriger Gast der bündnerischen Bergwelt, dem Kanton sein ganzes Vermögen von mehr als einer halben Million Franken. Der Schenker widmete die Summe dem Bau eines Spitals für unbemittelte Körperkranke. Nach langen Unterhandlungen willigte er ein, daß dem Stiftungskapital 150 000 Franken entnommen werden, um innerhalb der Irrenanstalt die sogenannte «Loëstiftung» zu errichten. 1889 bewilligte das Volk an den Bau einer Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke die Summe von 430 000 Franken. Damit war in Verbindung mit dem von Dr. Kaiser gegründeten und geäuften Fonds und der Loëstiftung der Bau finanziert. 1892 stand das Gebäude vollendet da und konnte bezogen werden.

Mit der Eröffnung der Anstalt sah Dr. Kaiser sein Werk aber noch nicht als abgeschlossen. Schon an der Eröffnungsfeier, die er zu leiten hatte, begann er eine neue Sammlung, um dem Hilfsverein die Mittel zu verschaffen, genesene und rekonvaleszente Geisteskranke nach ihrem Austritt aus der Anstalt zu versorgen. Als Mitglied der Aufsichtskommission für die Heil- und Pflegeanstalt arbeitete er bis zu seinem Tode eifrig mit an der Entwicklung des «Waldhauses» und krönte sein Lebenswerk dadurch, daß er ihm in seinem Testament 100 000 Franken und dem Irrenhilfsfonds 10 000 Franken vermachte.

Eine lange Reihe von Jahren war Dr. Kaiser Präsident des kantonalen Sanitätsrates. Mit Treue und größter Gewissenhaftigkeit bekleidete er diesen schwierigen und verantwortungsvollen

Posten und wachte mit drakonischer Strenge darüber, daß das Gesundheits- und Spitalwesen von politischen Nebeneinflüssen möglichst fern gehalten, und daß den bestehenden Vorschriften nachgelebt wurde. Mit Sachkenntnis und Umsicht verfaßte er die zu seiner Zeit erlassenen oder revidierten Sanitätsordnungen wie auch die aufschlußreichen Jahresberichte des Sanitätsrates.

Besonders nahe stand Dr. Kaiser der Kantonsschule. Von Anfang der Fünfzigerjahre an war er, eine zehnjährige Unterbrechung von 1864—1873 abgerechnet, stets Mitglied des kantonalen Erziehungsrates, 1858—1863 und 1880—1893 Präsident desselben. Seit 1894, als mit der Einführung des Departementalsystems der Erziehungsrat durch die dem Erziehungsdepartement beigeordnete Erziehungskommission geschaffen wurde, war er bis zu seinem Tode Mitglied dieser Kommission.

Was ihm in diesen Stellungen das besondere Vertrauen aller sicherte, war der Umstand, daß er weder konfessionelle noch politische Fahnen hißte, sondern streng darauf hielt, die Erziehung der Jugend vor einseitiger Beeinflussung zu schützen. Die Worte, die er als Präsident des Erziehungsrates am Ende eines Schuljahres an die Kantonsschüler richtete, sind bezeichnend für seine Auffassung: «Wir versammeln getrost die Jugend unseres Landes in einer Mutteranstalt zur Erziehung und Bildung, wir liefern ihr die Schätze der Wissenschaft, welche eine ist für alle. Wir lehren jede Konfessionsgenossenschaft die Sätze und Vorschriften ihrer Kirche. Katholische und protestantische Lehrer bestreben sich mit gleichem Eifer und Erfolg, ihrem schweren und schönen Amte obzuliegen. Nicht Indifferentismus, Gleichgültigkeit gegen die Konfession ist es, die wir predigen. Vielmehr achte jeder hoch die Form seines Glaubens, befolge genau und gewissenhaft die Gesetze und Gebräuche seiner Kirche. Aber über der Konfession vergesse er nicht das Christentum! Das Christentum ist die Wurzel und der Stamm, von dem die einzelnen Bekenntnisse ausgehen, auf den sie alle gemeinsam wieder zurückführen. Auf welchem Zweige des stattlichen Baumes wir uns auch befinden, seien wir stets eingedenk, daß nur durch Stamm und Wurzel der Baum feststeht gegen Sturm und Ungewitter. Arbeite jeder nach seiner Religion an seiner eigenen Sittlichung: er wird lernen, im Nebenmenschen, welchen Glaubens er auch sei, den Bruder zu erkennen.»

Von seinen eigenen Schülerjahren her, war er von Begeisterung für die klassischen Sprachen erfüllt. Bis an sein Lebensende war ihm die Lektüre der römischen und griechischen Dichter und Schriftsteller die liebste Erholung von anderweitiger Arbeit. Einen Winter lang übernahm er für den erkrankten Prof. Geers die lateinischen Stunden in den obersten Klassen. «So war er wie kein zweiter berufen, namentlich am Gymnasium den Gang des Unterrichts zu überwachen. Streng

in seinen Anforderungen, karg mit seinem Lob, das aber dadurch um so wertvoller wurde, war er recht eigentlich das Gewissen des Gymnasiums, dessen Niveau er besonders durch scharfe Zensuren bei den Maturitätsprüfungen zu heben suchte. Alle Versuche, die humanistische Bildung zu Gunsten der immer mehr anschwellenden realistischen Forderungen zu beschneiden, fanden an ihm den entschiedensten Widersacher. *Multum, non multa* war sein Lösungswort.» (Rektor Bazzigher.)

Über die Grundsätze, die ihm bei der Erziehung maßgebend waren, hat er sich am Schlußakt der Kantonsschule von 1863 in einer ausgezeichneten Rede über «das Lernen und die Zucht» ausgesprochen. In Disziplinarfragen war er kein Anhänger laxer Milde. Aber auch hier ging seine Strenge lediglich aus ernstem Pflichtgefühl hervor. Die geltenden Reglemente handhabte er mit unerbittlicher Konsequenz, ohne sich durch Vorwürfe über Pedanterie und dergleichen irgenwie beirren zu lassen.

Selber hochgebildet, war er auch bestrebt, andern den Weg zur Bildung zu ebnen. Daraus erklärt sich sein Wohlwollen gegenüber der bündnerischen Kantonsbibliothek. Seit ihrem Bestande hatte diese in ihrer Donatorenliste keine Vergabung zu verzeichnen wie im Todesjahr Dr. Kaisers. Viele Jahre gehörte er der Bibliothekskommission als Präsident und Mitglied an und brachte dem Gedeihen der Bibliothek stets ein warmes Interesse entgegen. In seinem Testament vermachte er ihr eine große, wertvoll und sorgfältig ausgewählte Büchersammlung mit den dazu gehörenden Repositorien. Namentlich die beiden Kataloggruppen Medizin und altklassische Philologie wie auch die Rätica-Abteilung erfuhren dadurch eine hervorragende Bereicherung. Darüber hinaus testierte Dr. Kaiser der Bibliothek in hochherziger Weise noch ein Kapital von 30 000 Franken mit der Bestimmung, daß aus den jährlichen Zinsen die Anschaffung größerer Bibliothekwerke aus allen Disziplinen bestritten werden soll.

Daß ein Mann von der Denkart Dr. Kaisers auch der kantonalen Gemeinnützigen Gesellschaft nicht fern blieb, ist selbstverständlich. Seit 1850 hat er ihr angehört und war immer eines ihrer tätigsten Mitglieder. Anlässlich der Neukonstituierung der Gesellschaft im Jahre 1866 wurde er zu deren Präsident gewählt. Wir begegnen ihm da neben Dekan Leonhard Herold und Regierungsrat Valentin als Mitglied jener Spezialkommission, die die Regierung im Dezember 1870 zur Prüfung und Begutachtung einer bessern Fürsorge für die Pflege und Unterstützung von kranken Armen eingesetzt hatte. Der Bericht, den Dr. Kaiser namens der Kommission erstattete (abgedruckt im Bündnerischen Monatsblatt 1947), zeugt von einer genauen Kenntnis und tiefen Einsicht in die Verhältnisse und enthält Vorschläge über die öffentliche Krankenpflege und über

die Versorgung der Irren, die erst Jahrzehnte später verwirklicht worden sind.

In der Gemeinnützigen Gesellschaft trat Dr. Kaiser 1865 mit großer Wärme auch für die Verschmelzung des alten Stadtspitals (das an der Stelle des heutigen Grabenschulhauses stand) und des Kreuzspitals zu einem allgemeinen Krankenhaus mit Beteiligung der Stadt und des Kantons ein. «Es wäre dies», so führte er in seinem Vortrag (vgl. Bündnerisches Monatsblatt 1929, Seite 161 ff.) aus, «ein Denkmal vaterländischen Gemeinsinnes, mit dem wir würdig uns so vielen Stiftungen in andern Kantonen anreihen dürften, während wir im andern Falle durch zwei kleine Konkurrenzanstalten, die notdürftig sich durchschleppen werden, das Bild der Zerrissenheit, des rätischen Partikularismus aufs neue verewigen würden». Die Worte Dr. Kaisers aber verhallten damals ungehört.

Auch der Stadt Chur hat Dr. Kaiser hervorragende Dienste geleistet. Seit der durch das kantonale Niederlassungsgesetz von 1874 geschaffenen neuen Ordnung der Niederlassung war er bis zu seinem Tode Mitglied des Großen Stadtrates. Sein klares, mildes, aber stets überzeugungstreues und unabhängiges Wort fiel bei den Beratungen dieser Behörde maßgebend ins Gewicht. Die Churer Bürgerversammlung erteilte ihm am 2. Dezember 1884 «aus Dankbarkeit und in Anerkennung der langjährigen vielseitigen Verdienste, die er sich durch aufopfernde Bemühungen in seinem schon an sich so schönen, humanen Berufe namentlich bei den ärmern Volksklassen erworben habe», das Ehrenbürgerrecht*.

Während eines halben Jahrhunderts war Dr. Kaiser auch Mitglied des kantonalen Ärztevereins. Lange war er dessen Präsident oder Vorstandsmitglied und wirkte mit an der Hebung des ärztlichen Standes. Anlässlich des 75jährigen Vereinsjubiläums ernannte ihn der Verein zu seinem Ehrenmitglied und feierte 1897 während einer Jahresversammlung das 50jährige Doktorjubiläum Kaisers, an welchem sich auch Regierung und Stadtrat vertreten ließen.

In der Naturforschenden Gesellschaft führte er in den Fünfzigerjahren, als die Gesellschaft sich in einer Krisis befand, das Präsidium. Später gehörte er lange dem Vorstand an und war stets

* Sein Vater, Joseph Anton Kaiser, wurde am 31. Dezember 1824 auf Vorschlag des Bundestages des Grauen Bundes «in Würdigung der allgemeinen Achtung und des Zutrauens, das er sich erworben, sowie seiner bei mehreren Anlässen bewiesenen gemeinnützigen Tätigkeit» von den Gerichtsgemeinden unentgeltlich ins Bundesbürgerrecht aufgenommen. Ein Jahr später, am 25. Juni 1825 erteilten ihm die Gerichtsgemeinden aller drei Bünde auf Empfehlung des Großen Rates fast einmütig das Kantonsbürgerrecht und am 27. Mai 1830 die Gemeinde Disentis das Gemeindebürgerrecht. Die entsprechenden Dokumente befinden sich alle in der Handschriftensammlung der Kantonsbibliothek.

ein eifriges Mitglied. Auch der Historisch-antiquarischen Gesellschaft gehörte er an, wie er denn überhaupt alle wissenschaftlichen Bestrebungen unterstützte.

Wie durch seine positiven Leistungen wirkte Kaiser durch den Ernst und die Würde seines Wesens. Er war eine imponierende Erscheinung. In seinem Innern aber barg der ernstblickende würdige alte Herr einen beglückenden Humor, der bei geselligen Anlässen, wie es in den siebziger Jahren in Chur die Veteranenabende waren, überraschend Zutage trat. Da war es Dr. Kaiser, der als Spiritus rector der 12—15 Veteranen vor eingeladenen Gästen in mittelalterlichem Deutsch verfaßte Erzeugnisse seiner Muse zum besten gab. So trat er 1875 angeblich nach 200 Jahren als Stadtschryber der Geister us Scalera auf und schilderte in köstlicher Art die mannigfachen Veränderungen, die in Chur seit 1675 stattgefunden haben, und begleitete sie mit seinem Lob und Tadel. Ein anderes Mal gab er in einem humorvollen «Sendschryben us dem Sirio» seinem Unmut darüber Ausdruck, daß die Bündner Historiker 1871 das Gedächtnis des urkundlich nicht bezeugten Bundesschwures zu Vazero vereitelt haben. Die seligen Geister der alten Bündner, die Kaiser scherzweise auf dem Fixstern Sirius wohnen läßt, sind deshalb unzufrieden mit ihren Nachkommen, und schicken auf Antrag Donats von Vaz den Churer Veteranen auf einem Lichtstrahl des Sirius eine getreue Abschrift des Pundtsschwurs von 1471. Anlässlich einer weitem Feiern besingt Kaiser in homerischem Gewande die 50jährige Sängereinfahrt eines aktiven und sehr geschätzten Mitgliedes der Churer Gesangsvereine. In derselben Form schildert Kaiser ein anderes Mal den «Zug der Veteranen nach Campodelunum» (Campodels), wo sie bei Veltliner, Schinken und Zigeunerbraten ein fideles Waldfest abhielten. Mit der Zeit wurden die Zusammenkünfte seltener und auch spärlicher besucht; Alter und Krankheit hinderten manchen am Erscheinen, und der unerbittliche Tod riß Lücken in ihre Reihen. So wurde es allmählich still und öde in den Räumen, wo einst heller Jubel und froher Becherklang erscholl. Mit den Veteranenabenden ging ein Stück Churer Kulturgeschichte zu Grabe. Nach Jahrzehnten aber gedachte man in Chur dankbar dieser überaus gediegenen geselligen Veranstaltungen.

Mit seinen beiden geistreichen Schwestern, Amantia und Pepi Kaiser, die, wie er selbst, unverheiratet blieben und denen er ein treuer und vorsorglicher Bruder war, lebte er in einem schönen Familienverbände. Geistvoll hat Fräulein Meta von Salis-Marschlin, die Freundin der beiden Schwestern Kaiser, den gastlichen und geistvollen Familienkreis der Geschwister Kaiser (im Bündnerischen Monatsblatt 1919, Seite 297 ff.) beschrieben. «Das Band geistiger Gemeinschaft umschlang nicht allein Menschen der engern Heimat.

Aus dem altmodischen Haus an der langsam modernisierten grauen Hauptstraße* der Bergstadt spannen sich Fäden hinüber in andere politische Vaterländer.»

Bis an sein Lebensende bewahrte sich Dr. Kaiser seltene geistige Frische und innere Harmonie. Am 16. Dezember 1899 setzte ein Schlaganfall dem Leben des Sechundsiebzehnjährigen ein Ziel. Von den beiden Schwestern starb Amantia am 9. Juni 1911, Pepi (Perpetua) am 21. Mai 1913. Auf dem gemeinsamen Grabdenkmal stehen unter Fräulein Amantias Namen etwas abgeändert die Worte aus dem Propheten Sirach 41,1: Liebe, Dank und Verehrung folgen ihr nach. Sie war geliebt von Gott und den Menschen, ihr Andenken bleibt im Segen. Dank und Verehrung gebühren auch dem warmen Menschenfreund Dr. Johann Friedrich Kaiser; auch sein Andenken bleibt im Segen.

Rückerinnerungen Dr. Kaisers an Wien

Geschrieben im Dezember 1848

Die fünf Monate in Wien gehören mit zu den schönsten Erinnerungen meines bisher überhaupt nicht allzu unglücklichen Lebenslaufes, und es trug auch alles dazu bei, meinen Aufenthalt angenehm zu machen: erst der Fasching, dann die Revolution. Ich meinerseits aber ließ mich auch so ganz gehen, gab mich rein den Wiener Eindrücken allein hin, muß aber auch gestehen, daß ich fast schon Gefahr lief, diesen Capuanischen Einflüssen der österreichischen Hauptstadt dermaßen zu erliegen, daß sich an mir die Wahrheit der Zuschrift zu bestätigen drohte, welche ein geistreicher Franzose auf Wiens Tore zu setzen vorschlug: «Ici on ne pense pas!» Zur Wahrung meiner eigenen Ehre muß ich zwar darauf bestehen, daß man diesen Satz nicht in seiner nackten Wörtlichkeit nehme; aber: immerhin lebte ich in Wien in einem dolce far niente und das ernste Studium war sehr in den Hintergrund gedrängt; der neue Studieneifer, der mich dann wieder in Paris ergriff, mag wohl eine Reaktion auf jene Wiener Aktion gewesen sein. Wer wollte aber auch mit einem durch väterliche Fürsorge ziemlich gespickten Beutel in einer großen Stadt, und noch dazu in Wien, das Leben nicht genießen, wenn man doch die Examensorgen hinter sich und Diplom und Patent in der Tasche hat, vor sich aber die Perspektive auf ein Philisterium voll von Kleinstäderei und, hoffentlich nützliche, Anstrengung. Mir wenigstens

* Heute Haus der Gebrüder Fonio Poststraße 19, Neubau von 1843, früher «Mittlere Mühle». Freundliche Auskunft des städtischen Grundbuchamtes.

schien und scheint das eine gesunde Lebensphilosophie und mit Vergnügen eilte ich ins Elysium und Odeon, in die Redoutensäle der Hofburg und zu den Orchestern von Strauß und Fahrbach. Und sollte ich hier nicht meiner in Wien fast zur Monomanie gewordenen Theaterliebhaberei mit besonderem Nachdruck gedenken, jener Zaubertöne einer Zerr und Hasselt-Barth, eines Erl und Staudigl; und vor allem jener lieblichen «Martha», deren Weisen man in allen Straßen Wiens begegnete, die, je öfter ich sie sah, desto mehr mich anzog und fesselte und die selbst den Entschluß hervorrief, meine steifen Finger wieder ans Klavier zu gewöhnen. Vergessen wir dabei aber auch des Burgtheaters nicht, wo Löwe und Anschütz, Laroche und Fichtner, wo eine Hebbel, Rettich, Neumann bald im Lustspiel das Zwerchfell des Zuschauers erschüttern, bald sich zur Größe antiker Tragödien erhoben, wenn sie in Schillers, Goethes, Shakespeares Stücken erscheinen. Maria Stuart, Egmont, Hamlet, das niedliche Dorf und Stadt gehören zu den gelungensten Darstellungen. Auch der drollige Scholz hat sich einen Platz hier verdient, während ich Nestroy nie Geschmack abgewinnen konnte. Mit Ausnahme der Komiker, stehen Berlin und Paris weit hinter Wien zurück.

Als aber der Frühling kam, was Schöneres als die Spaziergänge am Glacis und auf der Bastei, im Prater, nach Grinzing und Schönbrunn? Im Prater freilich hatte der Ernst der Zeit die glänzenden Gespanne des Adels verscheucht, und ich erinnere mich nur einmal, den guten Kaiser Ferdinand in seinem einfachen blauen Fracke unter der Masse der Spaziergänger gesehen zu haben. Im Würstelprater aber war stets das alte Gewühl und die nimmer rastenden Vergnügungen der niedern Volksklassen, Carussell und Schaukel, Marionetten und Seiltänzer, und das Volkstheater im Wiener Dialekt, mit seinen derben Possen und Späßen, deren ewig neues Thema die Bedienten und ihre Herrschaften als Juden bilden, nur jetzt etwas verquickt mit politischen Tiraden, der «Errungenschaft» des März, dem freien Wort in Schrift und Ton. Und nirgends fehlt des Wieners täglich Brot, die Musik, waren es auch, da Strauß und Fahrbach, Morelli und Hauser mit ihren Walzern und Märschen für Nationalgarden und Studenten, ihren Katzenmusiken und Volkshymnen nicht überall sein können, — bloße Drehorgeln, die von morgens früh bis abends spät uns die Ohren füllen. Und dann gehen wir abends ins Schottentor, lassen uns von unserem guten Johann ein Glas Braunauer Bier und Maccaroni mit Käse, oder Nokerl oder Schmarrn, oder Knödel mit Selchfleisch, oder Frankfurter Würstel mit Kraut, oder geröstete Nirndl, Kaiserfleisch, oder Polenta mit Vögel geben; endlich entläßt uns Johann mit einem «Küß' d'Hand, Eu'r Gnod'n», wir spazieren übers Glacis nach Haus, werfen uns dem Schlaf in die Arme, um am folgenden Tage dasselbe Leben wieder von vorn anzufangen!

Inzwischen war die Revolution ausgebrochen und machte ihre verschiedenen Stadien durch. Wir hatten die erste Erhebung des 13. März und die «Errungenschaften» des 15.; darauf der grenzenlose Jubel, die wiederholten Beleuchtungen, Fackelzüge und Waffenspiele, zwischendurch die feierliche Bestattung der Opfer; dann die unzähligen «Deputationen», welche die Wiener, und besonders die Akademische Legion, empfing und absendete, ein gegenseitiges, oft herzlich lächerliches, sich-Beweihräuchern der Märzhelden; es folgte der schwarz-rot-goldene Farbentaumel, der die Greise, die elegantesten Damen und die noch in den Windeln liegenden Kinder gleichmäßig umfaßte, und sie mit deutschen Bändern in Haar und Haube schmückte, oft innig verbunden mit den grün-rot-weißen Farben der «hochherzigen» Magyaren, deren männlich-schöne Gestalten allenthalben mit lautem «Eljen» empfangen wurden. Diese ersten Flittertage der jungen Freiheit waren wohl für alle, die sie mitmachten, eine glückliche Zeit, und mit Vorliebe verweilt meine Erinnerung bei jenem Volkserwachen, wenn gleich ich ein Lächeln bei dem Gedanken an alle die Extravaganzen, die der gemütliche Wiener in seinem Jubel beging, nicht unterdrücken mag. Mit wie reinem Enthusiasmus und nicht endendem Beifalle nahm man die Volkshymne auf, zugleich mit Arndt's «Deutschem Vaterlande» und dem Fuchsliede «Was kommt dort von der Höh'», das bald die Ammen ihren Kindern vorsangen, daß man auf allen Straßen und Plätzen nur mehr vom «ledernen Herr Papa und der ledernen Frau Mama» singen hörte. Was waren das für Jubelszenen bei den sogenannten Verbrüderungsfesten (etwa in der Nationalhalle), wenn der ehrliche Philister den Calabreser des feurigen Studenten sich aufsetzte, und der Akademiker unter der Bärenmütze eines stämmigen Grenadiers fast unsichtbar ward, während der rauhe Kriegsmann in dem feinen Seidenhute paradierte — und dann alle drei voll Begeisterung auf das Wohl ihres Herrn anstießen! Wie kindlich, oder eher wie kindisch, mit der der Legionär seinen Federbusch wallen ließ, und geräuschvoll seinen Säbel auf dem Pflaster nachschleppte, keck und zuversichtlich seine Blicke umherwerfend, in denen geschrieben stand: Wir haben Österreich von seinem Tyrannen befreit, und wir werden auch seine Wiedergeburt ans Ziel führen, das verstehen wir besser als die Alten! Und bald war es eine Seltenheit, einen Philister zu sehen, da alle in ihrer Nationalgarden-Uniform sich spreizten, und jeder sich einen Schnurrbart wachsen ließ, je größer und gräulicher, desto besser. Im Stadtgraben aber hörte man von morgens früh bis abends spät den Trommelschlag der neuen Tambouren; und wenn man abends beim Sonnenuntergang übers Glacis spazierte, so standen überall die Pelotons der neuen Jünger des Mars, horchten der Lehre des instruierenden Unteroffiziers der K. K. Truppen, und strengten sich an, im Takte ihre Handgriffe auszuführen oder nach dem Schlage der

Trommel marschieren zu lernen, was den alten Herren oft schwer genug fiel.

Indessen sollte die Wiener Bewegung nicht lange in dieser jungfräulichen Reinheit bleiben. Die Presse, und besonders die Plakatenliteratur, die fliegenden Buchhändlerinnen mit dem «ollerneuesten Blott, das wer erschrickt kriegt hobn'», beschränkten sich bald nicht mehr auf Loblieder für Ferdinand den Gütigen, auf die Anzeige von des Papstes Verheiratung und Scheinheiligkeit, von dem Heranrücken der Russen, auf die Lebensgeschichte der «famosen Aufwieglerin Balgiojoso», Radetzkys «weltberühmte Stellung in Italien», und die Historie von der «schändlichen Republikanerin Herwegh» — sondern, wie natürlich, sie behandelten auch die zunächst liegenden Fragen, das Proletariat, und die Bestrafung der Volksverräter, wie dann z. B. der flüchtige Bürgermeister Cyapka am Galgen dargestellt wurde und dgl. mehr. Clubs und Aufwiegler taten ihr Möglichstes, um die Phantasie des gemeinen Mannes durch Schilderungen wirklicher oder erfundener Gefahren der Freiheit zu erhitzen, der stockende Verkehr kam dazu — und so geschah es denn notwendig, daß Ausschweifungen vorfielen, die stufenweise bedeutender wurden, von Katzenmusiken und Fenstereinwerfen bis zum Einbruch in das Haus Ficquelmonts und endlich zur Sturmpetition am 15. Mai, welche den konstituierenden Reichstag erzwang. Die Wiener aber waren damals noch sehr zugänglich für Gewissensbisse; denn als der rat- und tatlose Monarch nach jener Verletzung des Hausrechtes nichts Gescheiteres zu tun wußte als davonzulaufen, da bemächtigte sich Wiens eine so allgemeine Bestürzung und Reue, daß sich die Stadt Gott weiß was hätte gefallen lassen, um das Geschehene ungeschehen zu machen, und daß die Reaktion vollkommen gewonnenes Spiel gehabt hätte, wenn nicht Pillersdorffs Redlichkeit ein schützender Hort dagegen gewesen wäre. So aber konnten sich die erschrockenen Gemüter wieder sammeln und erholen, und als nach 8 Tagen die Einverleibung der akademischen Legion in die übrige Nationalgarde verfügt ward, hatte sich die Revolution schon so weit wieder gestärkt, daß sie uns die Barrikadenfarce des 26. Mai zum besten geben konnte. Aber gerade bei dieser Gelegenheit zeigte sich des Wieners unverwüstliche Gemütlichkeit im hellsten Lichte. Am Morgen hatte man gegen das Ministerium Pillersdorff Barrikaden errichtet, und am Abend gaben dieselben Arbeiter, noch mit ihren Barrikadeninstrumenten bewaffnet, dem Minister Pillersdorff ein Ständchen! Und wie galant waren nicht diese Arbeiter, wenn sie Damen über die Barrikaden zu helfen hatten; wie pomadig ließ sich in diesen Festungen herumwandern, welche die Arbeiter aus Langeweile von Zeit zu Zeit umbauten, weil der gefürchtete Windischgrätz dieses Mal noch nicht kommen wollte, und welche sie am Ende in aller Ruhe wieder abtrugen, und sich für lange einen Verdienst gesichert hatten, weil

das herrliche Straßenpflaster wieder hergestellt werden mußte! Die Arbeiterfrage blieb aber von jetzt an im Vordergrund; hinter der angestellten Werbung nach Italien witterte man Verrat und zerstörte die Werbhütten am Glacis; es gab bald hier, bald dort Unordnungen, und kurz nach meiner Abreise kam es zu dem blutigen Zusammenstoß zwischen Arbeitern und Nationalgarden im Prater; bis endlich der Hauptausbruch des 6. Oktober erfolgte, bis der Bombenfürst (Windischgrätz) wirklich kam, und mit seiner rauhen Hand allen Wiener Freiheitsideen und Täuschungen ein blutiges Grab grub. Die Wiener haben in ihren Schwindeleien viel dummes Zeug getrieben, sie haben nicht Maß zu halten gewußt, sie haben keine politische Bildung und Reife an den Tag gelegt, sie haben mutwillig den Kampf heraufbeschworen, ihn auch mutig bestanden — aber diese grausame Züchtigung haben sie nicht verdient!

Es versteht sich, daß ich diesen letzten Teil meiner Betrachtungen damals am 11. Juli auf der Eisenbahn noch nicht anstellen konnte; sie knüpften sich hier aber auf natürliche Art an, und es ist wichtig zu erwähnen, daß diese meine eben dargelegten Ansichten nicht erst die Ergebnisse des Oktoberkampfes sind, sondern daß ich mich schon früher in meinen Briefen und Tagebuchnotizen ebenso ausgesprochen habe, ehe sich noch die schauerliche Katastrophe des gehängten Ministers und des füsilierten Abgeordneten irgend ahnen ließ. — Hoffen wir, daß die tief gebeugte und gedemütigte Stadt bald wieder sich erhole, und daß sie dann glücklich im Genusse einer geregelten Freiheit ruhig auf diese Flegelperiode ihrer politischen Kindheit zurückblicken könne, daß sie eben so dem Terrorismus der falschen Freiheitsmänner als dem zynischen Servilismus mit dem jetzt (ich schreibe dies im Dezember) ihrem ungroßmütigen Bezwiner gewedelt wird, entwachse, und wünschen wir dem leichten Sinn ihrer Bewohner Glück, daß es schnell die Wunden der Vergangenheit vergißt im Genusse einer bessern Gegenwart.

Es wäre nicht nur ein Verstoß gegen die Vollständigkeit, sondern auch eine Verletzung der Pflicht der Dankbarkeit, wollte ich in diesen Rückblicken nicht auch des allgemeinen Krankenhauses gebührend erwähnen; habe ich Zerr und Staudigl genannt, so dürfen auch Skoda und Schuh, Hebra und Kolisko nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Einen Bericht über die medizinischen Anstalten, oder eher die Richtungen der Wiener Schule habe ich in meinen «Notizen» schon niedergelegt; meine ganze Reise war mit Ausnahme des kurzen Aufenthaltes in Prag so wenig medizinisch, daß Betrachtungen dieser Art füglich, wo sie einzuschalten sind, sich mit dem zweiten Range begnügen müssen. Ein großer Vorzug des Wiener Krankenhauses besteht in seiner ungeheuren Ausdehnung, welche gestattet, alle Lehrzweige praktischen Inhaltes in dem einen Gebäude oder seiner unmittelbarsten Nachbarschaft (Josephinum und

Findelhaus) zu vereinigen; die Leichenkammer ferner mit ihren täglichen Sectionen ist eine Einrichtung, die mir anderswo in der Art und Größe nicht vorgekommen ist und die namentlich in Paris ganz vermißt wird; auch das Gebärdhaus verdient wegen der großen Zahl der Fälle Erwähnung, obschon ich persönlich es nicht benutzte. Dagegen läßt sich mit Recht aussetzen, daß die dem Unterricht gewidmeten Kliniken im Verhältnis zu der Bevölkerung des Hauses sowohl zu klein sind als auch zu wenig Wechsel in ihrer Bewegung darbieten. Es eignet sich z. B. wenig für eine solche Klinik, eine strictura arethrae viele Monate lang in einem Bette zu halten, täglich die Bougie einzuführen, und ebenso sich täglich den gleich lautenden Bericht des betreffenden Praktikanten vorleiern zu lassen, um so mehr, wenn neben der Klinik der Professor (Schuh) noch eine besondere Abteilung besorgt. Es ist freilich zu hoffen, daß durch die teils schon eingetretenen teils bevorstehenden Verbesserungen geholfen werde, wie denn seit meiner Abreise Wattmann durch Schuh und Schuh durch Dumreicher ersetzt wurde, und an Schiffners Stelle der Professor Helm aus Padua, mit Haller und Sigmund die Direktion des Krankenhauses übernahm, wie auch Skoda den Vorsatz aussprach, seine Klinik zu vergrößern, und wie endlich das ganze unglückliche Zwittergeschlecht der bloßen Chirurgen aufhören soll mit samt dem Josephinum, folgerichtig wird auch, wie ich zum Teil noch sah, der schulmeisterliche Ton der Lehrer aufhören, und die gewonnene Lehrfreiheit Konkurrenz und Leistung erhöhen — allein für mich sind diese Früchte der österreichischen Revolution verloren, mögen sie es für andere nicht sein! Für uns Fremde waren immerhin die Kliniken von Hebra und Kolisko, die Kurse von Blodiz und Rzehaczek, oder Lauthner und Semmelweiß von Nutzen und Interesse, nicht minder als ihr freundlicher Privatumsatz, während die eigentlichen Professoren uns ziemlich ignorierten. — Einen Vorwurf muß ich mir darüber machen, daß ich die Kleinkinderklinik, die Baduaz hielt, nicht besuchte, weil mich die Hoffnung auf eine solche in Paris täuschte.

Endlich verdienen noch einer freundlichen Erwähnung meine täglichen Umgangsgenossen — weniger meine ehemaligen Heidelberger Corpsgegner Kündig, Schneider, Spörri, Bernoulli, von denen ich nur zu letztterm einige Zuneigung gewinnen konnte (er ist seitdem an einer akuten Gastritis, an die er, ein treuer Anhänger der Prager Schule, gar nicht glaubte, gestorben) und zu denen ich meinen Reisegenossen zählen muß — als vielmehr Scherb, der aufbrausende Landis, der langweilige Büchler, der fleißige Schild, Jauch, Strehler und mein alter Schul- und Examengenosse, der rheumatische Sutter; nicht minder die Polytechniker Müller, Rauchenstein, Hafner und Baumgartner; nicht ohne Interesse waren mir die politischen Hahnenkämpfe mit dem Sonderbündlerschen Staatschreiber Bernhard

Meyer, den wir mit dem stets besoffenen Ex-Professor Arnold (der als Student von St. Luci von Papa am Thyphus (?) behandelt worden zu sein sich gern erinnerte) und dem grobbigotten Jole mehrere Male zufällig trafen. — Von meinen sonstigen Höflichkeitsverbindungen schweigt billig die Geschichte und meine — übrigens reellen Aufopferungen für den jungen Bawier sind durch diese bescheidene Andeutung mehr als genügend hervorgehoben.

Es fällt mir ordentlich schwer, mich von diesen Wiener Erinnerungen, von denen eine die andere hervorruft, loszureißen; nicht anders erging es mir an jenem Morgen des 11. Juli; es tat mir leid, nicht mehr vom Stephansturm Abschied nehmen zu können, und auf der ganzen Reise, selbst noch in Paris, summt mir das Wiener Leben, und vor allem meine Lieblingsmelodien aus «Martha» in den Ohren; es werden sich auch im Verlaufe dieser Blätter noch zahlreiche Gelegenheiten zur Vergleichung und Rückerinnerungen an die lebensfrohe Kaiserstadt finden. Lebensfroh! Das klingt jetzt freilich wie Hohn, wo sie sich beugt und selbst entwürdigt unter der eisernen Gewalt des Krieges, und bitter ihre Fehler, ihre Maßlosigkeit büßt; aber sie wird wieder hervorgehen aus der harten Zeit des Druckes, die heitere Gemütlichkeit ihrer Bewohner ist unzerstörbar und man wird wieder mit Wahrheit von ihr sagen können: «Es gibt holt nur oa Koiserstadt, es gibt holt nur oa Wien!»

Literatur

Bündner Monatsblatt 1899, Seite 81; 1929, Seite 161 ff.; Kantonsschulprogramm 1899, Seite 10 und 50; Rätia, Bündnerische Zeitschrift für Kultur V, Seite 170 ff.; Pieth, Bündnergeschichte, Seite 502; Handschriftlicher Nachlaß Dr. Kaiser in der Kantonsbibliothek; Bürgerregister Chur auf dem Zivilstandsamt; Pieth, Hundert Jahre Kant. Gemeinnützige Gesellschaft 1947, Seite 39 f., 40, 42, 62.

Die «gemurete Letzi» und «das stainine pild» bei Chur*

Von Erwin Poeschel

Von «Letzinen» also, Talsperren, ist hier die Rede und damit von einem Gegenstand des mittelalterlichen Wehrbaues, der — weniger romantisch, weniger glanzvoll und, was zu bestreiten nicht möglich ist, auch weniger typen- und abwechslungsreich als die Burg — sich in weiteren Kreisen geringeren Interesses zu erfreuen pflegt als die kühnen Denkmäler des feudalen Lebensstils. Immerhin hat, was die Verhältnisse in unserm Land anbelangt, der emsige A. Nüscheler auch diesem Gegenstand sich zugewendet und vor

* Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers samt einem Nachtrag und einer kleinen Ergänzung des Herausgebers, abgedruckt aus der Festschrift Reinhold Bosch, 1947.